

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Baden-Badener Bühnenblatt, Nr. 19

Mrien und Pieder,
ren und Orchester
hwerdt, Weyrauch,
r, Westl. 9
Platten-Sager

Motorräder

Robert Rösch

Maximilianstr. 16
Telefon 3370

Bereifung

-Geschäft
für
Seiden-Trikot
t-Wäsche

Herren und Kinder
klassigen Qualitäten.

Fertig
straße und Hofnergasse
rückende Neuheiten in
angshüte
d Lederhüte

Fernspr. 2176

Körperu. Apparate
raftanlagen
reparatur

Baden-Badener

Bühnenblatt

herausgegeben von den Städtischen Schauspielen

Schriftleitung: Dr. Hermann Grusendorf — Verlag des „Badeblattes“ mit amtlicher Fremdenliste, Baden-Baden

3. Jahrgang

Samstag, den 17. Februar 1923

Nummer 49

Die neueste deutsche Verskunst und ihre Dichter

Eine Darstellung von Friedrich Schnad
(Schluß.)

Die Dichterin Elise Lasfer-Schüler, die jüdische Sulamith, der schwarze Schwan Israels, wie sie Peter Hille nannte, wuchs nicht aus den harten Zerklüftungen der Wirklichkeit. Dieser steht sie hilflos gegenüber. Sie kommt mit aller Kraft und Anschauung aus den Träumen, die ja betamlich seltsame Gegenden sind, und aus exotischen Weiten, die sich in ihren Strophen oft astral verdünnen und verflüchtigen. In ihrem Blut liegt Gefahr, der Zauber einer zart spürbaren geheimnisvollen Verderbtheit. Sie ist eine schöne schillernde Schlange, die sich wallüstig und glühend windet. Manchmal erscheint sie auch als ein glühender Vogel, der auf fabelgleichen Bäumen gelehrt und fein singt. Ihre meisten Gedichte beginnt sie belanglos, unwichtig, spielerisch, findet aber dann auf einmal etne dichterische Dichtigkeit und Essenz, die trägt und sonderbar duftet. Ihre Empfindungen verbrennen in behutsamen, lockeren und farbig durchscheinenden Worten und Verszeilen, die leicht zerstäuben. Tritt sie mit ihrem Flor zu nah an die Bewußtheit und Absicht, wird sie leicht süßlich und naiv-töricht. Am eindruckvollsten und zuverlässigsten wirkt sie, wenn sie das schwarze Haupt tief zurück in ihre Traumgärten sinken läßt, wo Palmbäume wehn und Delzweige blitzen. Leider ist sie sehr unkritisch. Weit über die Hälfte ihrer Gedichte sind nach meiner Ansicht nicht notwendig.

Der im dichterischen Grundstoff reichste deutsche Lyriker der letzten Zeit ist Theodor Däubler. Seine Kontur ist schwer abzutasten, an manchen Stellen leidet sein Organismus an einer ungezügelter Gedunsenheit. Er ist ein heidnischer Naturgeist, der sich ins Grenzenlose steigert. Seine Fruchtbarkeit ist tropisch. Sein schöpferisches Blut scheint sich nicht verbluten zu können, sein dichterisches Strömen und Ausströmen hat kaum ein Ende. Eine urweltliche Wucherung ist sein Jugenium; sein Wachstum, seine Säfte und Triebe sind staunenerregend, verbiltsend. Däubler ist — um einen beliebten Ausdruck zu gebrauchen — ein Phänomen. Er ist massig, mammuthaft schwer und überladen. Eine barocke Begabung. So mußten seine schöpferischen Fähigkeiten zum Komplex des Epos zusammenschießen. Im Epos konnte er die ganze Last seiner Erlebnisse, seines Vermögens, seines Fleisches abwerfen. Sein größtes Epos (in drei Teilen) ist „Das Nordlicht“. In dieser Kabbala der Sterne und Planeten hat er eine Deutung seines kosmisch erweiterten Geistesbewußtseins niedergeschrieben.

Dieser Dichter scheint in der Tat — in irgend einer farmischen Geburtsstunde — von einem fremden Stern zu

stammen: seine astralen Bezüge machen es glaubhaft, sein kosmisch erfüllter und kosmisch bestender Sprachgeist, sein Sternensfluidum, sein un-irdisches Weltverschwinden, seine pflanzenhaft zuchtlose, fast vorsintfluthafte Gebär- und Zeugungskraft legen dieses Gleichnis nahe. — Sein Werk durchwoigt eine magnetische Weltmusik. Diese weite flutende Musikalität warf aus seinen Grundgewässern die kostbarsten Perlen seiner Gedichte empor. Sein Werk ist aus dem Geiste sphärischer Musik geboren und im Wesentlichen nur durch diesen Geist zu begreifen, durch dessen Geheimnis zu verstehen. Däubler ist jedoch keineswegs ein Dichter der Melodie — obwohl einer so großen dichterischen Gabe auch das Lied gelingen kann —: er ist vielmehr ein symphonischer Charakter. Seine architektonische Leidenschaft kann sich nicht darstellen im Wellengang eines melodischen Ausströmens. Sie muß ihre Tonmassen aufeinanderstapeln, zu einer babelhaften Symphonie türmen, in der eine Stimme durch die andere erweckt, getragen, entladen und monumental gebildet wird; so kam der Dichter zu seinem zweiten großen Gedichtwerk, der Symphonie: „Hesperien“ und der „Treppe zum Nordlicht“, ebenfalls einer „Symphonie“.

In seinen Gedichten spricht die Weisheit der Sterne:

„Können doch Sterne uns vom Grund befehlen,
Und sagen, daß kein Liebesband zerreißt.“

Die irdische Sprache unseres Weltalters ist jedoch nicht reich und empfänglich genug, um dieses Sternwissen klar und sicher zu künden. Deshalb bleiben viele seiner Sternengesänge voll Dunkelfinn. Aber er hat doch astrale Sicherheit gegeben und durch die Intuition schöpferische Ueber-Weltgeheimnisse ausgeheilt, wie sie der deutsche Mensch bisher in seiner Dichtung noch nicht gewußt hat:

„Es mag die Welt das Weiteste verbinden,
Der Geist jedoch, der aus sich selber drängt,
Kann solche Miesenkreise um sich winden,
Daß überall sein Wirken sich verschenkt.“

Däubler hat das lyrische Weltbild ins Romantisch-Astrale hinausgebaut. —

Seine Kindheit dürfte ungemein reich an Traum- und Seelenerlebnissen gewesen sein. Für einen lyrischen Dichter ist der Frühling des Kindes die wichtigste, ja die entscheidendste Epoche. Zweifellos hat Däubler in der Frühzeit seiner Mensch- und Mannwerdung aus sehr tiefen und reichen Brunnen getrunken, war der magnetischen Erde und ihren Landschaften urkindhaft nahe, seine Imaginaktionen und Phantasien waren von Monden und Planeten umkreist: der Reichtum und Glanz seiner Vorstellungen könnte sonst nicht in solcher Fülle und Festlichkeit erscheinen, wie er sich in seinen oberen Stunden elementar, naturgeisthaft und dionysisch aus seinem Wesenskern herauswälzt, hervorwürgt.

Wichtig in Däublers dichterischem Ausdruck ist die Metaphysik seiner Sprache, die Magie seiner Klänge, durch die zuweilen der Sinn seiner Strophen überhaupt nur zu fassen, aufzufangen ist. Dieses geheime Wissen ist ihm als ein Selbstverständliches eingegeben. Der Genius der Sprache hat seinen Samen sehr reich und den Empfänger auszeichnend in des Dichters Geist gesät. Ich kann diese Mitgift Däublers hier nur knapp erwähnen: sie wäre der Gegenstand einer eigenen Untersuchung. Er sagt selbst:

„Das Wort kann aus der vollen Mutterwurzel dröhnen.
Es singt. Es klingt. Es singt sich selbst. Gebiert die Dichter.
Es wird der Geist sich wieder an das Wort gewöhnen.“

Däubler hat der neuen dichterischen Sprache starke Kräfte eingepflanzt. Seine Wortneubildungen sind tausendhaft: er hat aus den Schatzkammern seines Reichthums die Sprache geschmückt und angezogen wie eine fürstlich verzaubernde Braut. Er hat ihr astrale Zieraten geschenkt, Düfte eines betörenden Südens ihr zugeatmet und Nüchternheiten eines magnetisch leuchtenden und farbengewitternden Nordens ihr gegeben. Sein Schritt ist an keine Zone gebunden: er ist ein rastloser Wanderer in Raum und Ueberraum — und so gleicht er einem bardischen Fürsten des Feuers, der Erde, der Meere und der Sterne.

Aber dieser Ueberreichtum, dieses tropische Geblüt, dieses gewaltige Temperament leidet, wie eine junge, kaum aus dem Chaos geschöpfte Welt, an einem oft störend zu empfindenden Mangel an Fesselung, Hemmung, Maß und Ausgleich. Däubler ist zu sich selbst unkritisch. Er schleppt in seinem prachtfunkelnden Werk viel ungestaltete Dinge, Nichtigkeiten und Unformen mit, die als ein ungehöriger und verwunderlicher Ballast von dem Herrn und Meister ausgeworfen werden müßten.

Hans Schiebelhuth hat die Gedichtsammlung „Wegster“ veröffentlicht. In seinen Strophen, die manchmal etwas absichtlich gebaut sind, reitet ein kraftvoller Lebensrhythmus, der glühend antreibt gegen Welt und Weib. Diese beiden Mächte scheinen Schiebelhuths schöpferische Polaritäten zu sein, die er bestürmt und mit festen Muskeln in Besitz nimmt. In seinem Wesen erinnert mich manches an einen jüngeren Otto Erich Harleben, in den ein starker Strom des elektrisch die Welt durchzuckenden Nimbus einschloß. Schiebelhuth ist ein breiter, saftiger Traum- und Liebesabenteurer: ihm gefällt das Leben eines Bohemiens, der zugleich leidenschaftlicher Globetrotter ist. Am liebsten wäre er ein Pirat auf allen Frauenpfaden der Erde oder auch ein goldgezierter Inselfürst in einem braunen und grünen Kuba, wo er „den Bauch der Häuptlingsweiber mit fressenden Sonnen Astaris“ bemalen wollte.

Ein letzter Troubadour der Liebe, ein letzter Sänger des Blutverlangens und der erotischen Wunschkraft, der seligen Abenteuer aller Liebeswelten ist der Lyriker Anton Schnad in seinen schmalen Gedichtbändchen „Die tausend Gelächter“, „Strophen der Bier“ und „Der Abenteuer“, in denen der Dichter das Weltbild einer ungemein gesteigerten und verästelten Erotik gefaßt hat. So rückt er in die Nähe Schiebelhuths. Bei Schnad wird aber nicht nur das Weib zum farbig durchglühten erotischen Erlebnis, auch die Landschaft und die Erde werden in diesen bacchanalischen Wirbel hineingerissen. Neuerdings ist Anton Schnad zu anderen lyrischen Zeugnissen gekommen, die seine außerordentliche Bildhaftigkeit und Feininnerigkeit bekunden.

Hart und geistig abgesenkt ist der junge Lyriker Fritz Walther Bischoff, von dem das Gedichtbuch „Gottwandler“ stammt. Die schöpferischen Polaritäten dieses Dichters sind Welt und Gott. Bischoff gab eine Reihe

schöner Gesänge, in denen ein reiches und reines Gefühl sich ausschwingt und in den zeitlosen, übersinnlichen Weltkreis hinüberschlägt. Er muß den entwicklungsfähigsten Lyrikern meiner Generation zugezählt werden.

Der Verfasser dieser Arbeit hat sein schöpferisches Wesen in seinen Gedichtbänden „Der Zauberer“, „Das kommende Reich“ und „Vogel Zeitvorbei“ (die zwei letzten bei Jakob Hegner, Hellaerau) dargestellt. Nach den Ansichten seiner kritischen Zeitgenossen ist er bald einer der hoffnungsvollsten, bald einer der führenden jungen Lyriker. Aus begreiflichen Gründen enthält er sich, über sich selbst pro domo zu sprechen.

Er hat den Versuch gemacht, das romantisch-metaphysische Weltbild der jungen Dichtung weiter hinaus in die Zeitlosigkeit der unbegrifflichen Welt zu heben.

Däubler, der Großfürst der kosmischen Gesänge, hat „die Treppe“ zum Ultralicht des Ueberraums geschlagen. Wissender, bewußter schauend hat der Lyriker Alexander von Vernus den romantischen, esoterisch-metaphysischen Grund- und Ueberstrom, mit dem die jüngste Dichtung geht (ich meine: keine Abstraktheiten!) in seinen zum großen Teil in Zeitschriften bekanntgemachten neuen Gesängen entladen. In seinen früheren Gedichtbüchern, die nicht mehr zu dieser Betrachtung gehören, zeigte sich von Vernus als ein hochkultivierter ins Moderne geführter jüngerer Clemens Brentano: er hatte wie keiner den romantischen Nachhall jener tiefen Zeit aufgefangen. Indessen hat er zuletzt eine scharfe geistige Wendung genommen, den Schritt ins Bewußt-Sinnlich-Uebersinnliche getan, seine Wohnung sehr weit draußen aufgeschlagen, von deren Weite und Höhe aus erst die ganz große Weltanschauung und Weltdurchdringung möglich ist. Da Vernus die Veröffentlichung seiner Gesänge z. Bt. erst vorbereitet (der Gesang „Luzifer“ erscheint in aller Kürze bei Erich Dichtenstein, Weimar), kann ich mich darauf beschränken, ein Gedicht wiederzugeben, das nicht für die Kraft seines kunstlerischen Ausdrucks, wohl aber für die Seelenbahn seines dichterischen Geheimnisses zeugen soll:

Künftige Kunst

Nicht besteht Gefahr, daß jemals,
Was das dichterische Reich
Groß macht, seinen Glanz von ehmal's,
Durch bewußte Schau verbleich.

Angehautes wird nicht blässer
Dem, der aufsteigt aus dem Grund
Heilig nüchternen Gewässer
Mit gelöstem Sehermund.

Nein, nicht dadurch daß wir wissen,
Was als Kraft dahintersteht,
Hinter der Erscheinung, müssen
Wir den Rausch des Schönen se.

Der erlebt ihn nur noch tiefer,
Der mit geistigem Auge sieht,
Was da eingreift, daß der Schiefer
So sich formt, so der Granit;

Wie sich in der Aetherwinde
Der Planetenlauf verbirgt,
Wie sich Blut und Frucht verbinde
Und wie drin die Sonne wirkt;

Der so sieht, was webt im Feuer,
Was in Luft und Wasser webt,
Und das alte Abenteuer
Uebersinnlich neu erlebt;

Der so seinen Geist noch weiter
Ausschickt, doch in sich verschweigt
Das, was auf der Jakobsleiter
Nüchternlich auf- und niedersteigt;

Der so die geheimsten Gänge
Wirklich mit der Seele geht
Und all die Zusammenhänge
Mit den Himmeln ganz versteht:

Nein, durch all das nicht verloren
Geht der dichterische Rausch,
Eine ganze Welt geboren
Wird aus einem solchen Tausch.

Eine Welt von Farben, Tönen,
Unerreichbar jedem Sinn,
Flutet aus dem ewig Schönen
Durch uns durch und her und hin.

Hier beginnt das Reich der neuen
Kunst, das künftige Gedicht:
Aufgehn wird es, Schönheit streuen
Aus dem Innerlichen Licht.

Dieses Reich, es wird nicht ärmer
Sein, das dann die Dichter bauen,
Nicht mehr als verflogene Schwärmer,
Sondern Trunkene vom Schraun.

Verdi und Wagner

Von Felix von Döpel

Mit als das stärkste künstlerische bezw. literarische Ereignis des vergangenen Jahres kann unstrittig die monumentale und erste deutsche Biographie des größten Opern-Theatralikers aller Zeiten, Giuseppe Verdi, bezeichnet werden, die der bekannte Berliner Musikkritiker und Musikhistoriker Adolf Weißmann für die „Deutsche Verlagsanstalt“ in Stuttgart geschrieben hat. Ein schönes, starkes, zukunftsträchtiges Buch, abgefaßt mit echt künstlerischem Empfinden, mit leidenschaftlicher, effektiver Glut und Hingabe, mit feinstem ästhetischen Spürsinn und Stil-Empfinden! — Dem größten Musikdramatiker Italiens hat bisher noch kein Deutscher ein Denkmal gesetzt; nur mit unzulänglichen ausländischen Beschreibungen vom Leben und Werk des Unvergleichlichen haben wir uns begnügen müssen. Weißmann folgt in diesem Werk der Lebensbahn des Meisters in ihrer äußeren und ihrer psychischen Entwicklung durch alle Stufen und Verästelungen, er zeigt den Menschen in seinen Tugenden und Mängeln und enthüllt auch den — Dämon in ihm. . . In einer Reihe glänzend geschauter und fein empfunder Kapitel — „Mensch und Rhythmus“, „Von der Vision zum Drama“, „Der Meister der italienischen Revolution“, „Der Politiker“, „Das Drama in der Musik“ (Othello) — „Italien, Verdi, Wir“ u. a. — ersteht das Bild des Menschen und Künstlers Verdi, dieses stärksten, in seinen Werken von „Trovatore“ oder „Ernani“ bis zum „Falstaff“ mit seinem „erlösenden Pachen“ eine beispiellose Stil-Käuterung zeigenden italienischen Musikdramatikers, — in einer wundervollen, scharfen Profilierung und „sincerità“, einer Klarheit, Reinheit und Wahrhaftigkeit (um Weißmanns auf Verdi gemünzte Worte zu gebrauchen), daß dies Buch zum Erlebnis der seltensten Art wird. Seinen Gipfelpunkt findet es vielleicht in dem — naturgemäß auch viele zum Widerspruch herausfordernden — Kapitel „Verdi und Wagner“, das sich zu einer, in vielem nicht unberechtigt erscheinenden leidenschaftlichen Anklage

gegen den deutschen Meister ausbreitet. Einige Sätze mögen hier stehen: „Seltsam genug, Verdi, voll der „sincerità“, sucht mit tiefstem Ernste nur den „effetto“ im Theater der Oper durch menschlichen Ausdruck zu veredeln; Wagner, innerlich unwahrhaftig, der Pose und „Selbstinszenierung“ ergeben, will jenseits des „effetto“ das Drama in der Musik vollenden. Der größere Mensch steckt sich scheinbar das kleinere Ziel.“ Und später: „Und wie Verdi als Künstler, mit offenem Auge für alles, was um ihn herum vorging, nun doch die Umwandlung des Fremden in ein Italienisches und ein „Verdisches“ anstrebte und erreichte, so hat bei alledem die sachliche „sincerità“ des Menschen nicht Schaden gelitten. Während Richard Wagner, dieser Meister von alles erraffender Auffassungskraft, selbst seine künstlerischen Anreger und Nährväter in den Staub zog, nur um sich selbst maßlos zu erhöhen, und seiner Eitelkeit in noch nie dagewesener Eitelkeit fröhnte, blieb Verdi ein Mann von stolzer Bescheidenheit. Er verhinderte nach Kräften, daß sein berühmter Name durch die Zeitungen ging, er blieb gerecht und unparteiisch gegen die Künstler seiner Zeit. Auch gegen diesen Wagner, den man ihm ewig als Lehrmeister, als Vorwurf entgegenhielt. — Als Wagner starb, schrieb er: „Eine große Persönlichkeit ist dahingegangen, die eine gewaltige Spur in der Geschichte der Kunst zurückläßt.“ Leider ist nicht anzunehmen, daß Richard Wagner in diesem Fall ebenso gerecht geurteilt hätte!“ — Wer könnte es wagen, Weißmanns, jedem vorurteilsfrei und gerecht empfindenden Menschen einleuchtende und überzeugende Worte abzuleugnen? —

Die Krone

Aus der guten alten Zeit der K. K. Doppelmonarchie erzählt Kammerjäger Leo Slezak in seinen Erinnerungen, betitelt „Meine sämtlichen Werke“, dieses Geschichtchen:

„Herr Kammerjäger, die Krone!“

„Was für eine Krone?“

„Also nämlich die Krone vom Propheten — bitte.“

„Sie ist nicht in den Prophetentoffer hineingegangen, sie ist in Zeitungspapier eingewickelt, ich habe kein anderes gehabt, mit Spagat zusammengebunden; also da ist sie.“

So reichte mir Franz, mein Garderobier, atemlos in letzter Minute vor Abgang des Orient-Express ein Paket in den Waggon, zog den Hut und ging.

Elsa, mein Gemahl, war entsetzt.

Die schöne, neue Krone mit den vielen Steinen und dem Hermelinbesatz. Wie leicht kann da etwas verbogen und aus der Fassung gebracht werden. Sofort war eine von den vielen ärgerniserregenden Hutschachteln, die nach Aussage meiner Frau alle unentbehrlich sind, entleert und die Krone hineingelegt. Nachts, Grenze, Zollrevision.

„Nichts zu verzollen?“

„Nein, garnichts, bitte!“

„Den Karton aufmachen.“

Innerlich fluchend, äußerlich freundlich, knipfte ich das Zeitungspaket auf, verwünschte Franz — so viele Knoten hat er gemacht — der Beamte verfolgt aufmerksam jede meiner Bewegungen. Wie die hermelinbesetzte Krone zum Vorschein kommt, erschrickt er sichtlich und sagt devot: „Danke gehorsamst, Hoheit; 'schuldigen schon die Störung.“

Städtische Schauspiele Baden-Baden

(Nachdruck verboten.)

Ämtliche Theaterzettel

Kurhausbühne

Sonntag, den 18. Februar 1923

Außer Miete

Das Dreimäderlhaus

Singspiel in drei Akten von Dr. A. M. Willner und Heinz Reichert

Musik nach Franz Schubert • Für die Bühne bearbeitet von Heinrich Berté
Spielleitung: Max Brückner • Musikalische Leitung: Karl Salomon

Franz Schubert	Max Brückner	Nowotny, ein Kriminal-	
Baron Schöber, Dichter	Egon Schönbö	beamter	Erich Baumann
Motiv v. Schwind, Maler	Carl Ebert	Ein Kellner	Friedrich Leiz
Kupelwieser, Zeichner	Oskar Feldner	Schani, ein Piccolo . .	Willy Anselm
Johann Michael Vogl,		Rosli, Stubenmädchen der	
Hofopernsänger	Albert Rex	Grifi	G. Quassowska
Graf Scharntorff, dani-		Frau Bramehberger,	
scher Gesandter	Otto Provence	Hausbesorgerin	Helene Robert
Christian Tschöll, Hof-		Frau Weber, Nachbarin	Klara Klemm
glostermeister	B. Meyer-Sanden	Sali, Dienstmädchen bei	
Frau Marie Tschöll,		Tschöll	Maria Garnay
dessen Frau	Ida Gersj	Stingl, Bäckermeister .	Herm. Werble
Hederi	Marg. Spaeth	Krautmayr, Inspektor .	Alex. Fernoff
Saidler, beider Töchter	A. Grodded	Erster Musikant	Ernst Wolf
Hanneel	Elfa Geier	Zweiter Musikant	W. Gersbach
Demoiselle Bidditta Grifi,		Erste Volksfängerin . .	Maria Garnay
Hoftheatersängerin . .	Sofie Nieber	Zweite Volksfängerin .	Lilli Schmaly
Andreas Brumeder, Satt-		Ein Briefträger	Joh. Klemm
lermeister	W. Hochhäusler		
Ferdinand Binder, Post-			
halter	R. Hans Böhm		

Musikanten, Kinder, Mägde, Damen und Herren der Gesellschaft, Genesenen
Der erste Akt spielt im Hofe von Schuberts Wohnhaus. Der zweite Akt spielt
in einem Salon bei Tschöll. Der dritte Akt spielt am Platz in Driesing
Ort der Handlung: Wien Zeit: 1826

Anfang 7 Uhr Pause nach jedem Akt **Ende gegen 10 Uhr**
Mittlere Preise

Kurhausbühne

Montag, den 19. Februar 1923

Außer Miete

Othello

Oper in vier Akten von Verdi

Musikalische Leitung: Alfred Lorenz | (Landestheater
In Szene gesetzt von Josef Turnau | Karlsruhe)

Othello, Mohr, Befehlshaber der venetia-	
nischen Flotte	Willy Jilken (Landestheater Karlsruhe)
Desdemona, seine Gemahlin	Gussa Heifen (Nationaltheater Mannheim)
Jago, Fähnrich	Rudolf Beyrauch
Emilia, dessen Gattin	Hildegard von Faber
Cassio, Hauptmann	Albert Peters
Rodrigo	Eugen Kalnbach
Lodovico, Gesandter der Republik Venedig	Walter Barth
Montano	Lothar Lesig
Ein Herold	Karl Arras

(Landestheater
Karlsruhe)

Anfang 6 1/2 Uhr Pause nach jedem Akt **Ende gegen 9 1/2 Uhr**
Opernpreise

Während des Spiels bleiben die Saaltüren geschlossen

Spielplan:

Dienstag, den 20. Februar 1923, Kurhausbühne: 6 Uhr: **Die Räuber** von Schiller • Platzmiete B 25 • Gewöhnliche Preise
Mittwoch, den 21. Februar 1923, Kurhausbühne: 7 Uhr: **Der böse Geist Lumpacivagabundus** oder **Das liederliche Aechblatt**, Räuberposse von Johann Nestroy • Platzmiete C 25 • Mittlere Preise
Donnerstag, den 22. Februar 1923, Kurhausbühne: 6 1/2 Uhr: **Kabale und Liebe** von Schiller • Platzmiete D 25 • Gewöhnliche Preise
Samstag, den 24. Februar 1923, Kurhausbühne: 7 1/2 Uhr: Zum ersten Mal: **Die Austreibung**, Schauspiel von Carl Hauptmann • Platzmiete A 24 Gewöhnliche Preise